

das ausliegende Gute sei zu teuer; derselbe warnte vor einem unvermittelten Übergange von schlechter zu guter Literatur: das Volk müsse sich emporlesen. Ein Widersacher behauptete dagegen, daß gerade durch die Anpassungsmethode an den Geschmack des Lesers die für den Kampf gegen Schundliteratur eigens gegründeten Sammlungen billiger Jugend- und Volksschriften sich von Jahr zu Jahr verschlechtern und sich kaum noch vom echten Schund unterscheiden. Ergänzend wurden von wieder anderer Seite Blüthgen und seine Adlerbibliothek heftig angegriffen. Auch die Schundliteratur in der Preßberichterstattung fand scharfe Beleuchtung, und schließlich wurde noch eine Lanze eingelegt für starke Anwendung von Bewegungsspielen aller Art und Wanderungen als Schutzmittel für die Jugend gegen die Lesepest.

Des Börsenvereins wurde auch in der Diskussion anerkennend gedacht. Privatim wurde das Verlangen nach ausführlicher Darstellung und Begründung seiner Ansichten über den Kampf geäußert und ihre Bekanntmachung in weiteren Kreisen gewünscht.

Dr. Fürstenwerth.

Theodor Fontane und seine Verleger.

Die Akten über Theodor Fontane und seine literarische Bedeutung sind noch nicht geschlossen, und die sehr verschiedene Beurteilung, die er bisher bei berufenen und unberufenen Literaturhistorikern gefunden hat, scheint zunächst vor allem darauf hinzuweisen, daß er nicht so ohne weiteres mit einem der beliebten Schlagworte abgetan werden kann und noch weniger in eines der kritischen Schubfächer einzuordnen ist, in die die gelehrten Herren mit echt deutscher Forscherpedanterie unsere Dichter gleich aufgespießten und sauber präparierten Käfern unterzubringen suchen.

Man hat Fontane bei aller Anerkennung seiner ungewöhnlichen Beobachtungsgabe und seiner stilistischen Gewandtheit als Repräsentanten des nüchternsten Berlinertums hinzustellen versucht und ihm Mangel an Gemüt zum Vorwurf gemacht und dabei, wie mir scheint, völlig übersehen, daß der Dichter sich dieser Kühle und Nüchternheit nur bedient, um die ungemein feinen und mannigfaltigen Regungen seines Innern und das sanguinische Temperament, das ein Erbteil seiner französischen Vorfahren war, vor den Augen der Welt, der gegenüber er sich wohl immer als ein Einsamer gefühlt hat, zu verbergen.

Das wahre Wesen Theodor Fontanes mit seinen echt menschlichen Liebenswürdigkeiten und Schwächen, seiner Neigung, sich momentanen Stimmungen hinzugeben und aus diesen Stimmungen heraus Zeitgenossen und Zustände nicht immer gerecht, aber immer anregend und geistvoll zu beleuchten, lernen wir erst aus seinen Briefen kennen, von denen soeben eine zweite Sammlung, von Otto Pniower und Paul Schlenker mit Umsicht und Takt herausgegeben, in zwei Bänden erschienen ist (Berlin, F. Fontane & Co.).

Diese Briefe bieten nicht nur eine nahezu erschöpfende Darstellung des literarischen und künstlerischen Lebens der preussischen Hauptstadt während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, sondern gewähren auch einen Einblick in Fontanes Werkstatt und in die Technik seiner gesamten literarischen Produktion. Wir sehen seine Balladen, seine Romane und Novellen, vor allem aber auch seine klassischen »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« gleichsam vor unseren Augen entstehen, sehen, wie aus einer scheinbar belanglosen Notiz, aus einem hingeworfenen Worte, die Grundidee zu einer feinen, mit Lebensweisheit getränkten Geschichte ausleimt, und wie sich um einen solchen winzigen Kern ein überreicher Stoff nach den Gesetzen der Kristallisation von allen Seiten zusammenschließt. Die Würdigung dieser neuen Briefsammlung nach der literarischen Seite hin wird

eine Aufgabe der Forschung sein, die, wenn uns nicht alles täuscht, Fontane zum mindesten die Meisterschaft in der Kunst der Epistolographie zusprechen dürfte; was uns hier zumeist interessiert, ist das Verhältnis des Dichters zu seinen Verlegern, über das wir aus den beiden Bänden die genaueste Auskunft erhalten.

Fontane gehörte, wie Goethe, zu den Autoren, die von Haus aus den Buchhandel eher unter- als überschätzen, und die sich erst im Laufe eines langen Lebens zu einer gerechteren Würdigung der Verlegertätigkeit durchringen. Bei Fontane mutet dies einigermaßen seltsam an, denn der Apothekerberuf, dem er ursprünglich angehörte, zeigt in seiner Zwischenstellung zwischen Gelehrtentum und Kaufmannschaft eine gewisse Verwandtschaft mit dem Beruf des Buchhändlers, so daß man bei dem Dichter ein wenig Verständnis für die berechtigten Eigentümlichkeiten der Männer hätte voraussetzen dürfen, mit denen er geschäftlich zu tun hatte, und die ihm wirklich größere Dienste geleistet haben, als er anzuerkennen bereit war. Seine Voreingenommenheit gegen die Verleger verleitet ihn dazu, das Honorar von 20 Talern für den Bogen Gedichte, das ihm Cotta als Verleger des »Morgenblattes« zahlte, als »echt buchhändlerisch gemein« zu charakterisieren (3. Februar 1851) und die Verleger, die sich für einen von ihm geplanten Gedichtband interessierten, als »Kuppjäger, die wahrscheinlich nicht zahlen werden, was ich fordere«, zu bezeichnen (4. Dezember 1852). Und triumphierend berichtet er seinem Freunde Friedrich Witte, er habe Otto Janke, der aus einer von Fontane herausgegebenen Anthologie zwei Gedichte von Mörike als wertlos gestrichen habe, geschrieben: »mit seiner gütigen Erlaubnis verständig' er von dergleichen nichts« (17. August 1851).

Und dabei war der Dichter für seine eignen Schwächen durchaus nicht blind! »Auch unser Bestes, was wir bieten können«, schreibt er am 19. März 1853 an Theodor Storm, »— ich weiß es wohl! — hat etwas von jener Schärfe, die seit den Tagen des Alten Fritz hier in der Luft zu liegen scheint, aber in gehöriger Verdünnung hat diese Schärfe ihren Reiz und söhnt uns zuletzt auch mit den starken Dosen aus, die schließlich (wenn wir dahinterkommen, daß es Senf und kein Sublimat ist) zur Quelle unsres Vergnügens und herzlichsten Gelächters werden.«

Daß ihm die eigene Schärfe übrigens auch mitunter eine Quelle des Vergnügens werden konnte, und daß er imstande war, dem Ärger eine humoristische Seite abzugewinnen, verrät ein Brief an Julius Springer, den Verleger seines 1860 erschienenen Buches »Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland«, worin er sich darüber beschwert, daß seine Wünsche hinsichtlich der Erledigung der Korrekturen unberücksichtigt geblieben sind. Da schreibt er: »Auch die Wiedereinsendung des ersten Bogens zu nochmaliger Durchsicht — namentlich der englischen Wörter und Sätze halber — ist nicht erfolgt. Mir liegt sehr daran. Seite 27 heißt es z. B. im heutigen Korrekturbogen in einer Scene zwischen John Knox und der Königin: »worauf Maria aasrief«. Solchen fulminanten Sachen gegenüber will man gern die Beruhigung haben, daß der Fehler auch wirklich beseitigt ist. Es ist dies unglückliche »aas' statt »aus' um so schlimmer, als kein Zweifel ist, daß sie (die Königin) ihn im stillen wirklich so genannt haben wird.«

Echt Fontanesch, weil mit einer Dosis Selbstironie gemischt, ist auch einer der ersten Briefe an seinen Verleger und Freund Wilhelm Herz, den Chef der Besserschen Buchhandlung. Er bedankt sich für die Freie Exemplare seiner »Balladen« und sagt: »Der Buchbinderlehrling scheint stellenweis mit dem Schmutz seiner Finger splendor umgegangen zu sein als mit dem Kleister, d. h. manches hält nicht recht zusammen, hat aber Flecke. Vielleicht ist es immer so; andrer